

„WARUM ÜBERSTEHEN WIR EIGENTLICH SOVIEL?“
EXIL ALS AKKULTURATION

In seiner Verbannung in Tomis am Schwarzen Meer beklagte sich der Dichter Ovid über „exilii morsus“¹, den „Biss des Exils“. Mit seinen *Tristia* und den *Epistulae ex Ponto*, den Texten, in denen Ovid die qualvollen Jahre seines Zwangsaufenthalts in der fremden Umgebung ab dem Jahr 8 n. Chr. beschrieb, wurde er zu einem Urahn der Exilliteratur und brachte in ihnen zum ersten Mal die Grundübel der Exilanten zum Ausdruck: die Sehnsucht nach der Heimat, die Klagen über die Sprachlosigkeit und über die kulturelle Distanz zum Exiland. Ganz anders hingegen sah der Augustinermönch Hugo von Sankt Viktor (um 1097-1141) mehr als 1100 Jahre später, nämlich um 1128, das Exil: „delicatus ille est adhuc cui patria dulcis est; fortis autem iam, cui omne solum patria est; perfectus vero, cui mundus totus exsilium est“ – „Zart ist derjenige, dem die Heimat süß ist; stark schon ist der, dem die ganze Erde Heimat ist; perfekt aber ist der, dem die ganze Welt ein Exil ist“². Was für den die Verbannung erleidenden Ovid ein lebensgeschichtliches Trauma ist, scheint dem in der Abgeschlossenheit seiner Klostermauern philosophisch-theologische Traktate schreibenden Mönch die Perfektion des In-der-Welt-Seins: die Losgelöstheit von jeglichem Heimatbezug und, in weiterer Folge, von jeglicher kultureller und geistiger Zugehörigkeit. Diese zwei Positionen stehen für die beiden Pole, die es für die Akkulturation Exilierter gibt: Einerseits das Verhaftetbleiben Ovids an der eigenen Kultur, so dass die Fremde zu einer Bedrohung des eigenen Selbst wird; andererseits der –

* Dieser Beitrag entstand im Rahmen der Forschungsgruppe „Spanisch-deutsche Kulturbeziehungen“ (CCHH2006/R09) der Universidad de Alcalá.

¹ Publius Ovidius Naso: *Epistulae ex Ponto*, 1, 3, 43. Zit. nach <http://www.thelatinlibrary.com/ovid/ovid.ponto1.shtml>.

² Hugo von Sankt Viktor: *Didascalicon de studio legendi*. Caput XIX, „De exilio“, zit. nach http://www.fh-augsburg.de/~harsch/Chronologia/Lspost12/Hugo/hug_did3.html#c19.
Übersetzung G.P.

theoretische – Impetus des Hugo von Sankt Viktor, sich der eigenen Kultur zu entziehen, sich für die Fremde zu öffnen und gleichsam auf mystische Weise mit ihr eins zu werden – die letzte Stufe einer idealen, allumfassenden Akkulturation.

Weitere 800 Jahre später brachte Ernst Bloch als einer der ersten von den Nationalsozialisten aus Deutschland und Europa vertriebenen Emigranten diese beiden Positionen auf den Punkt. Er zeichnete zwei „Grundtypen“ von Emigranten in den USA: „Der erste Typus will sich von drüben völlig abwenden. Er verschmäht sogar, deutsch zu sprechen; bis zum Selbsthaß ist sein Deutschlandhaß gediehen. Die Abkehr ist psychologisch verständlich, besonders bei jüdischen Immigranten [...]. Aber die Tür fällt etwas zu laut ins Schloß, der Eintritt in Amerika wird etwas zu reißerisch markiert.“ Der zweite Typ sei laut Bloch „genauso abstrakt wie der erste, doch ihm völlig entgegengesetzt. Er will sein altes Sein und Bewusstsein behalten, als wäre mit der Einreise in die USA nichts geschehen. Sind die Schnellamerikaner beim leeren Desinteressement an den europäischen und deutschen Angelegenheiten angelangt, so starren die Figuren der zweiten Art auf Deutschland, als säßen sie noch in Paris und Prag.“ Blochs ideale Position ist eine in der Mitte, die „weder Anbiederung“ noch „introvertierte Fremdheit“, sondern „originale Distanz“ unter Beibehaltung der eigenen Sprache sein sollte: „Man kann Sprache nicht zerstören, ohne in sich selber Kultur zu zerstören. Und umgekehrt, man kann eine Kultur nicht erhalten und fortentwickeln, ohne in der Sprache zu sprechen, worin diese Kultur gebildet ist und lebt. [...] Wer seine Herkunft aufgibt, der bringt in den Tigel überhaupt nichts mit. Er liefert bloß ein hektisches Möchtegern-Amerikanertum, an dem fast alles bloße Flucht und Mimikry ist. Wer aber umgekehrt in seiner Herkunft sich abriegelt, macht sich ebenfalls untauglich, denn er macht sich zu unschmelzbarem Glimmer oder meinetwegen auch zu Granit.“³

Wie weitsichtig Blochs sehr frühe Analyse der unterschiedlichen Reaktionen von deutschsprachigen Schriftstellern auf ihre Exilsituation war, hat sich inzwischen in unzähligen Studien zur Exilliteratur erwiesen. In ihnen

³ Ernst Bloch: *Zerstörte Sprache – zerstörte Kultur*. In: Egon Schwarz, Matthias Wegner (Hrsg.): *Verbannung. Aufzeichnungen deutscher Schriftsteller im Exil*. Hamburg: Christian Wegner 1964, S. 182-185.

kann man die drei Grundtypen herausdestillieren: die „Akkulturationsverweigerer“, die „kulturellen Überläufer“ und die größte und vielschichtigste Gruppe derjenigen, die sich irgendwo dazwischen befinden und – gleichsam *avant la lettre* – als „Transkulturelle“ bezeichnet werden können.

Der wohl bekannteste „Akkulturationsverweigerer“ ist der bayrische Heimatschriftsteller Oskar Maria Graf, der sich in seinem New Yorker Exil mehr als dreißig Jahre lang beharrlich weigerte, Englisch zu lernen, und sich im Alltag kaum verständlich machen konnte.⁴ So wollte er sich weder seine deutsche Sprache noch seine deutschen, oder besser bayrischen Gewohnheiten mit fremden Elementen durchsetzen lassen und hielt dementsprechend an seinen Bekleidungs- und Stammtischgewohnheiten fest. Dennoch konnte sich Graf literarisch gewissen Akkulturationsprozessen nicht verschließen, wie sein Roman *Die Flucht ins Mittelmäßige* (1959) zeigt, in dem er eben diese entfremdete Exilantenexistenz in New York eindrücklich schildert und sich so mit der fremden Umwelt auseinandersetzt.

Etwas vielschichtiger ist der Fall Thomas Manns, der im kalifornischen Exil auf sehr deutsche Weise mit Stock, Hut und Pudel spazierenging und bereits kurz nach seiner Ankunft im Februar 1938 der *New York Times* erklärte: „Where I am, there is Germany.“⁵ Manns Aussage ist einerseits politisch in Abgrenzung zu Hitlerdeutschland zu lesen, andererseits aber auch als Ausdruck seines kulturellen Selbstverständnisses als Repräsentant der deutschen Kultur *per se* – und als solcher war er natürlich kulturellen Vermischungsprozessen weitestgehend abgeneigt. Als Weltbürger, als der er sich jedoch auch verstand, konnte er sich aber im Gegensatz zu Graf nicht der englischen Sprache verschließen, die bis in die Intimität seiner Tagebücher vordrang, die in der Zeit seines Exils immer mehr von englischen Sprachbrocken durchsetzt wurden.

Die wohl bedeutendste Gruppe ist die der „transkulturellen“ Autoren, also jener, die auf vielfältige Weise das oben erwähnte Blochsche Diktum befolgten, sich einerseits auf die neue Kultur einließen, andererseits aber

⁴ Vgl. Helmut F. Pfanner: *Exile in New York. German and Austrian Writers after 1933*. Detroit 1933, S. 101-104.

⁵ New York Times, 22.2.1938.

weder ihre Sprache noch ihre eigene Kultur aufgeben wollten. Nun gibt es zwei etwas unterschiedliche Konzepte von Transkulturalität. Einerseits besteht Tzvetan Todorov zufolge „Transkulturalität“ in der „Erwerbung eines neuen Codes, ohne dass der alte jedoch verloren geht“⁶, sie stellt also eine Zwischenstufe dar, bei der beide Kulturen nebeneinander stehen, nicht aber ineinander verschmelzen. Andererseits hat Wolfgang Welsch Transkulturalität als Mischung unterschiedlicher kultureller Einflüsse im Individuum beschrieben, das somit zu einem kulturell hybriden Wesen wird, das die verschiedenen Kulturelemente in sich bewusst oder unbewusst amalgamiert und dabei etwas Neues hervorbringt, wobei die Grenzen zwischen Eigen- und Fremdkultur verschwimmen.⁷ Diese beiden unterschiedlichen Transkulturalitätskonzepte beschreiben recht treffend die Reaktionen der meisten Exilautoren, die sich in ihrem Lebensalltag mit der neuen Kultur auseinandersetzen hatten, zugleich aber den Blick immer auf Deutschland und auf eine möglichst baldige Rückkehr gerichtet hielten. Die meisten Autoren schrieben weiterhin auf Deutsch, verarbeiteten vorrangig ihre Exilerlebnisse, und nahmen die fremden Kulturen, in denen sie manchmal aus bloßem Zufall lebten, vielfach nur als Hintergrund für andere Geschichten wahr. Die Themen vieler Romane aus dem Exil haben oft recht wenig mit den Gastländern zu tun. Eher entschieden sich die Autoren für historische Themen, schrieben Autobiographien oder Werke, die in eine andere Welt flüchteten, um der banalen und meist bedrückenden Alltagsrealität zu entkommen. Daher wird auch verständlich, dass trotz der großen Zahl deutschsprachiger Schriftsteller in den USA relativ wenige Texte erschienen, die das Land zum Inhalt hatten oder „Amerika zum Thema wenigstens einer Kurzgeschichte“⁸ gemacht hätten.

Die Bandbreite der Reaktionen von Autoren auf ihre Exilländer ist hier ungemein groß und wird zudem von den unterschiedlichen Charakteristika dieser Länder und der jeweiligen historisch-politischen Situation bestimmt.

⁶ „l'acquisition d'un nouveau code sans que l'ancien soit perdu pour autant“. Tzvetan Todorov: *L'homme dépaycé*. Paris: Editions du Seuil 1996, S. 23.

⁷ Vgl. Wolfgang Welsch: Transkulturalität. Zwischen Globalisierung und Partikularisierung. In: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache* 26 (2000), S. 327-351.

⁸ Jutta Ittner: Leben in der Übersetzung. In: *Exil* 16 (1996), H. 1, S. 5-20, hier S. 5.

Als Beispiel für eine sehr tiefgehende Transkulturalität – eher im Sinn von Welsch als von Todorov – sei hier Erich Arendt angeführt, der in einer Bewegung eines interkulturellen Übersetzens versuchte, sich fremde Kulturelemente anzueignen und sie in seine Werke zu übertragen, ohne die eigene Kultur aufzugeben. Arendt lebte seit 1934 in Spanien, lernte dort Spanisch und Katalanisch und spiegelte in seinen Gedichten das Land nicht nur sprachlich, sondern auch kulturell und intertextuell. Am Bürgerkrieg nahm er als einer der wenigen deutschsprachigen Exilanten nicht in den Internationalen Brigaden, sondern in einer spanischen Einheit teil – bezeichnenderweise als Kulturvermittler in einer „fliegenden Bücherei“ und als Übersetzer. In seinem späteren Exil in Kolumbien setzte er sich intensiv mit dem Aufeinanderprallen von indigener, mestizischer und weißer Kultur auseinander und schrieb unter anderem den Gedichtband *Tolú*, in dem er in eindrucksvoller Weise die Lebensumstände der Schwarzen schildert und dies zudem mit lyrischen Mitteln tut, die den Klang der Sprache und den Rhythmus der Musik wiederzugeben wissen. Nach seiner Rückkehr in die DDR wurde er als Übersetzer zu einem der bedeutendsten Mittler zwischen der deutschen und der spanischsprachigen Lyrik. An ihm sind die Schwierigkeiten der Akkulturation in den verschiedenen Exilländern beispielhaft nachvollziehbar. Spanien war für ihn ein Eintauchen in die fremde Kultur, das zugleich ein Aufbrechen seiner literarischen Hemmnisse war. Die Widersprüche zwischen politischer Arbeit und Lyrik hatten bei ihm zu einem langjährigen Schweigen geführt; erst durch die Erfahrung der spanischen Kultur fand Arendt den Konnex zwischen beiden Anliegen und konnte seine politischen Ambitionen mit seinen poetologischen Ansprüchen zusammenführen. In Kolumbien hingegen benötigte er fünf Jahre, um die Erfahrung seines weitaus exotischeren Gastlandes lyrisch zu verarbeiten.

Diese Schwierigkeiten des Akkulturationsprozesses in von Europa entfernten Ländern scheinen prototypisch gewesen zu sein. Denn in diesem Zusammenhang ist ein Phänomen auffallend, das bislang noch kaum untersucht wurde und das ich hier am Beispiel Mexiko kurz umreißen möchte. Viele der Autoren, die in diesem Land ein zweites Exil gefunden hatten (Gustav Regler, Bodo Uhse, Egon Erwin Kisch, Ludwig Renn, Theodor Balk), waren zuvor in der einen oder anderen Weise im Spanischen Bürgerkrieg gewesen. Hatten sie über ihre Erfahrungen dort relativ rasch Romane,

Erzählungen, Gedichte und Reportagen veröffentlicht – freilich aus einer Perspektive, die sie selbst und ihre eigenen Erlebnisse in den Mittelpunkt stellte –, fiel ihnen zu Mexiko kaum etwas ein. In den ersten Jahren ihres Exils schrieben sie an Texten, in denen das Land bestenfalls als Rahmen vorkam, und erst nach ihrer Rückkehr nach Europa begannen sie, ihre Erfahrungen in Mexiko literarisch zu verarbeiten.⁹ Paradigmatisch dafür ist Anna Seghers. In ihrem europäischen Exilland Frankreich hatte sie in mehreren Romanen die historischen Ereignisse beinahe zeitgleich nacherzählt und analysiert. In Mexiko hingegen sah sie zwar ein ideales Land für Künstler, glaubte aber nicht, dass sie aufgrund der kulturellen Differenzen „je darüber schreiben“¹⁰ werde. Hier stellte sie den Roman *Das siebte Kreuz* fertig und verfasste den wohl bekanntesten Roman über die Nöte des Exils: *Transit*. Über Mexiko selbst aber begann sie in einer Art rückwärtsgewandter Akkulturation erst lange nach ihrer Heimkehr nach Europa zu schreiben, wie am besten die Erzählung *Das wirkliche Blau. Eine Geschichte aus Mexiko* (1967) belegt.

„Kulturelle Überlauffer“ unter Schriftstellern waren eher Ausnahmen, und wohl keiner ist so prominent wie Arthur Koestler, der seit seiner Ankunft in Großbritannien 1940 nur noch auf Englisch schrieb. Ein in Europa kaum bekanntes Beispiel ist der Autor und Professor für englische Literatur Henry Kreisel, der 1922 in Wien geboren wurde und nach seiner Flucht ins englische Exil 1940 mit anderen *enemy aliens* nach Kanada deportiert wurde und dort blieb. Noch in Großbritannien entschied er sich für das Englische als literarisches Ausdrucksmittel, da ihm die deutsche Sprache durch die Nazis

⁹ Ausnahmen sind hier Kisch und Regler. Der „Rasende Reporter“ Kisch näherte sich Mexiko relativ rasch auf seine altbewährte Weise und begann sich das Land durch Reportagen zu erschreiben, die er in dem Band *Entdeckungen in Mexiko* (1945) gesammelt herausbrachte. Regler nahm sich nach dem politischen Bruch mit seinen ehemaligen kommunistischen Mitstreitern ab 1943, drei Jahre nach seiner Ankunft, seines Exillandes an und schrieb eines der wohl sachkundigsten deutschsprachigen Bücher über Mexiko, das zugleich auch seine eigene Situation in dem Land widerspiegelte: *Verwünschtes Land Mexiko* (1947 bzw. in der Endfassung 1954). Vgl. dazu: Georg Pichler: „Das Exil umschloss uns brüderlich.“ Gustav Reglers *Verwünschtes Land Mexiko* als Spiegel des Exils. In: Werner Altmann, Ursula Vences (Hrsg.): *Festschrift für Walter Bernecker*. Berlin: tranvia 2007, p. 446-466.

¹⁰ Anna Seghers im Interview mit John Stuart in *New Masses* vom 16.2.1943. Zit. nach Alexander Stephan: Ein Exilroman als Bestseller. Anna Seghers' *The Seventh Cross* in den USA. Analyse und Dokumente. In: *Exilforschung* 3 (1985), S. 238-259, hier S. 255.

korrumpiert erschien.¹¹ Waren es bei Koestler seine ausgezeichneten Englischkenntnisse und bei Kreisler seine Jugend, die diesen Schritt veranlassten, so standen andere Autoren und Autorinnen vor dem Problem, sich erst mühsam die andere Sprache aneignen zu müssen, um in ihr schreiben zu können. Klaus Mann, der herausragendste Fall der „Sprachenwechsler“¹², hat diesen Prozess mit seinen euphorischen Höhen und depressiven Rückschlägen in seinen Tagebüchern umfassend dokumentiert und auch einen Aufsatz dem Thema des „Sprachproblems“¹³ gewidmet. Seit 1939 schrieb er fast ausschließlich auf Englisch, sogar die Korrespondenz mit seinen Eltern geschah zeitweise in dieser Sprache. Mehr als von den kulturellen Problemen spricht Klaus Mann von der schwierigen „sprachliche[n] Umgewöhnung“: „Je tiefer man ins Englische eindringt, desto stärker empfindet man die eigene Unzulänglichkeit.“¹⁴ Und er erwähnt den schizophrenen Prozess, der sich dadurch ergibt, dass „meine englische Ausdrucksweise, meine englische Denkungsart sich schon jetzt von meiner ursprünglichen, deutschen unterscheidet“¹⁵. So ist es denn auch nur folgerichtig, dass Klaus Manns deutsche Fassung seines „Lebensberichts“ *Der Wendepunkt*, der 1942 erstmals auf Englisch unter dem Titel *The Turning Point* erschienen war, keine rein sprachliche, sondern zugleich kulturelle Übersetzung ist, die nicht nur für ein anderes Publikum, sondern auch von einem anderen, wieder deutsch denkenden Autor verfasst wurde.¹⁶

¹¹ Vgl. dazu Patrick Farges: Zwischen „hier“ und „da“: Kulturtransfer am Beispiel eines deutschsprachigen Exilanten in Kanada. In: *Exil* 25 (2005), H. 2, S. 85-97.

¹² Vgl. dazu Primus-Heinz Kucher: Sprachreflexion - Sprachwechsel im Exil. In: www.literaturepochen.at/exil/lecture_5011_4.html (2002).

¹³ Zum Thema des „Sprachproblems“ bei Exilautoren vgl. Manfred Durzak: Laokoons Söhne. Zur Sprachproblematik im Exil. In: *Akzente* 21 (1974), H. 1, S. 53-63. Erich Kleinschmidt: „Sprache, die meine Wohnung war.“ Exil und Sprachidee bei Peter Weiss. In: *Exilforschung* 3 (1985), S. 215- 224. Wulf Köpke: Die Wirkung des Exils auf Sprache und Stil. Ein Vorschlag zur Forschung. In: *Exilforschung* 3 (1985), S. 225-237.

¹⁴ Klaus Mann: Das Sprach-Problem. In: Klaus Mann: *Heute und Morgen. Schriften zur Zeit*. Hrsg. von Martin Gregor-Dellin. München: Nymphenburger Verlagshandlung 1969, S. 287-292, hier S. 290.

¹⁵ Ebda. S. 291.

¹⁶ Vgl. dazu die „Nachbemerkung“ in: Klaus Mann: *Der Wendepunkt. Ein Lebensbericht*. Reinbek bei Hamburg: rororo 1984, S. 709 f.

In seinen Akkulturationsbestrebungen ist Klaus Mann sicher viel weiter gegangen als die meisten anderen Autoren, sein Sprachwechsel war „Ausdruck eines Identitätswechsels“¹⁷ nicht nur aufgrund seiner neuen Lebensumstände, sondern ebenso, um an ein neues Publikum zu gelangen. Er gehört auch zu den wenigen, die trotz aller zeitweiligen Niedergeschlagenheit das Exil nicht nur als Trauma, als Bruch der eigenen Geschichte ansahen, sondern die dynamischen Möglichkeiten einer neuen kulturellen, literarischen und persönlichen Identität wahrnahmen, wenn er – bezeichnenderweise auf Englisch – meinte: „Perhaps exile, as every great experience in life, is not only a misfortune but also a tremendous chance.“¹⁸

Eine vierte Gruppe bilden die Autoren und Autorinnen, die das Exil als Chance für eine wirklich hybride Identität wahrnahmen und sich in ihrem Exil einen eigenen Raum schufen, in dem sie beide Sprachen, beide Kulturen miteinander zu etwas Neuem verschmolzen. Da sie nicht zum Kanon der Exilliteratur gehören und oft erst lange nach ihrer Emigration zu publizieren begannen, wurden sie bis vor kurzem kaum wahrgenommen, ja oft nicht einmal zum Kreis der Exilautoren gezählt. Erst in den letzten Jahren wird ihnen auch im Rahmen der Germanistik Aufmerksamkeit geschenkt.¹⁹ Ein Beispiel unter zahlreichen anderen ist der Schriftsteller Alfredo Bauer, der 1939 als Fünfzehnjähriger aus Österreich nach Argentinien flüchtete. Er ist in seinem ganzen literarischen Werk ein „hybrides Wesen“, das sich als Mittler zwischen den Kulturen versteht. So übersetzte er das argentinische Nationalepos *Martín Fierro* ins Deutsche, zugleich aber auch Heinrich Heine und Jura Soyfer ins Spanische. Seine sowohl auf Deutsch als auch auf

¹⁷ Dieter Lamping: Haben Schriftsteller nur eine Sprache? Über den Sprachwechsel in der Exilliteratur. In: Dieter Lamping: *Literatur und Theorie. Über poetologische Probleme der Moderne*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1996, S. 33-48, hier S. 42.

¹⁸ Unpublizierter Vortrag von November 1939, Klaus Mann-Archiv, Stadtbibliothek München, zit. nach Susanne Utsch: „Vergnügen und Qual des Englisch-Schreibens“: An Approach to the Literary Language Shift of Klaus Mann. In: Helga Schreckenberger (Hrsg.): *Die Alchemie des Exils. Exil als schöpferischer Impuls*. Wien: Praesens 2005, S. 35-52, hier S. 35. Vgl. zum Thema Inge Hansen-Schaberg: „Exil als Chance“. Voraussetzungen und Bedingungen der Integration und Akkulturation. In: *Exilforschung* 24 (2006), S. 183-197.

¹⁹ Vgl. etwa Sabina Becker: Zwischen Akkulturation und Enkulturation. Anmerkungen zu einem vernachlässigten Autorinentypus: Jenny Aloni und Ilse Losa. In: *Exilforschung* 13 (1995), S. 114-136.

Spanisch verfassten Texte sind in beiden Welten angesiedelt, und er schreibt ebenso über den *Hexenprozess in Tucumán* wie über die Geschichte einer Wiener Bürgerfamilie in seinem autobiographisch inspirierten Roman *Trügerischer Glanz* (1986). Autoren wie Bauer, die in den meisten Fällen Kinder waren und ihren Eltern ins Exil folgten, bilden die letzte Stufe des Akkulturationsprozesses, da sie tatsächlich beide Kulturen in sich zu vereinen wussten und in vielen Fällen aus ihrem daraus entstandenen Bewusstsein heraus Werke schufen, die sich im „Dazwischen“ befinden und dies auf inhaltlicher Ebene thematisieren, aber auch literarisch oft durch Traditionsmischungen zum Ausdruck bringen.

An dieser recht groben Einteilung von Reaktionen auf die Exilsituation in vier Gruppen lassen sich nun die unterschiedlichen Formen, „nicht bei sich selber zu Hause“²⁰ zu sein, wie es Theodor W. Adorno ausgedrückt hat, im Licht der Erkenntnisse der Debatten um Interkulturalität, Xenologie oder Postkolonialismus neu aufrollen, eine Aufgabe, die die Exilforschung bislang erst in Ansätzen unternommen hat. So können an ihnen etwa die verschiedenen Grade von Hybridität dargestellt werden, man kann untersuchen, wo, in Anlehnung an Homi Bhabha, der von den jeweiligen Autoren sich erschriebene „dritte Raum“ zwischen den Kulturen zu verorten ist, welche Determinanten aus den jeweiligen Kulturen in ihn einfließen und wie sie zu einem neuen Dritten literarisch verarbeitet werden. An ihnen kann auch das ausgeführt werden, was Edward Said als große unfreiwillige Errungenschaft der Exilanten bezeichnet, dass sie nämlich aufgrund der Pluralität ihres Blicks ein spezielles Bewusstsein von der simultanen Existenz verschiedener Kulturen entwickelt hätten, die sie zu „kontrapunktischen“²¹ Wesen mache. In jedem Fall ist dabei aber zu berücksichtigen, dass das Exil in erster Linie ein individueller Prozess der Verarbeitung traumatischer Erlebnisse war, der nur schwer, wenn denn überhaupt, in vorgefasste Schemata zu pressen ist. Zugleich ist auch stets das anfangs angedeutete

²⁰ Theodor W. Adorno: *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*. Frankfurt/Main: suhrkamp 2003, S. 43. (= stw. 1704.)

²¹ Hier zit. nach der spanischen Übersetzung: Edward W. Said: *Reflexiones sobre el exilio*. In: E.W.S.: *Reflexiones sobre el exilio. Ensayos literarios y culturales*. Aus dem Engl. von Ricardo Garcá Pérez. Madrid: Debate 2005, S. 179-195, hier S. 194.

Wechselspiel zwischen der persönlichen Betroffenheit der Autoren und Autorinnen und einer im theoretischen Nachhinein oft etwas idealisierenden Sicht aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive im Blick zu behalten. Unter diesen Voraussetzungen kann man der Frage nachgehen, die sich Gustav Regler in der sprachlichen, politischen und schöpferischen Einsamkeit seines mexikanischen Exils gestellt hat: „Warum überstehen wir eigentlich so viel?“²² Zwar wohl nicht in dem existentiellen Sinn, den Regler mit seiner rhetorischen Frage meinte (die er denn auch nicht beantwortete), aber man kann so die literarischen und sprachlichen Überlebensstrategien vieler Autoren in ihren transkulturellen Auswirkungen nachvollziehen und beschreiben. Überlebensstrategien, die ihren treffendsten Ausdruck wohl in einem Gedicht von Martin Gumpert gefunden haben, das sowohl auf der Wort- als auch auf der inhaltlichen Ebene die sprachlich-existentiellen Nöte der Exilautoren in Form eines Sonetts wiedergibt:

Emigrant in despair

It's not the word. Es ist das Wort,
 Verlorener Laut vergangener Tage,
 Der Klang der Sehnsucht und der Klage,
 Nun everywhere und immerfort.

Taub jede Antwort, jede Frage,
 Die Stimme welkt im Mund verdorrt,
 My tongue will never be restored,
 Stumm ist my voice, was ich auch sage.

Bevor ich stocke, stammle, fehle
 Vor deiner Pracht, Ton in distress,
 Geliebtes Alphabet der Kehle,

Now nothing more than childish guess!
 Versenke, Sprache, Leib und Seele
 Im Abgrund meiner loneliness.²³

²² Gustav Regler: *Sohn aus Niemandsland. Tagebücher 1940-1943*. Werke Bd 6. Hrsg. von Günter Scholdt und Hermann Gätje. Basel, Frankfurt/Main: Stroemfeld, 1994, S. 413.

²³ Martin Gumpert: Unveröffentlichtes Sonett, Deutsche Bibliothek Frankfurt. Zit. nach Ittner, a.a.O., S. 17.